Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 24 (1949)

Heft: 12

Artikel: Städte : wie wir sie uns wünschen

Autor: Marti, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-102130

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In der Siedlung Stöckacker werden Wohnungen zu 2, 3, 4 und 5 Zimmer zum Mietzins von Fr. 86.— bis Fr. 190.—, je nach Subvention, erstellt. Trotz des teuren Baugrundes und der teilweise stark reduzierten Subvention, zum Teil sogar ohne Subvention, konnten die Mietzinse niedrig gehalten werden.

In den billigeren Wohnungen wurde Warmluftheizung eingerichtet, die sich sehr gut bewährt hat und von der Mieterschaft gerühmt wird. Die Häuser mit den teuren Wohnungen erhalten Zentralheizung. Zu diesem Zwecke wird eine Heizzentrale eingerichtet, die die ganze Siedlung mit Wärme versorgen wird. Es wird dies die erste diesbezügliche Großanlage in Bern sein.

Mit der Mieterschaft haben wir keine schlechten Erfahrungen gemacht. Einige Ausnahmefälle sind für diese Taxierung nicht wegleitend, denn immer wird es in einer Schar Leute solche geben, die sich nicht in eine Gemeinschaft fügen können.

Städte — wie wir sie uns wünschen*

Eine kleine Gruppe von Akademikern schloß sich im Verlaufe der letzten fünf Jahre zusammen, um sich mit den Problemen, die mit unsern in den vergangenen hundert Jahren rapid gewachsenen Industriestädten zusammenhängen, auseinanderzusetzen. Sie schufen als Ergebnis ihrer intensiven Diskussionen ein für uns Schweizer richtungweisendes Werk, das sich am ehesten mit dem im Jahre 1898 erschienenen Büchlein des inzwischen weit über seine Landesgrenzen bekanntgewordeEngländers Ebenezer Howard vergleichen läßt. Jene unscheinbare Schrift trug den verlockenden Titel: «Gartenstädte von morgen.» Sie bildete den Ausgangspunkt für eine glückliche Entwicklung, die in England ihre Früchte heute zu tragen beginnt. Gartenstädte im Howardschen Sinn bestehen dort schon, und es sind gegenwärtig ernsthafte Bestrebungen im Gang, weitere Siedlungen nach dem schönen Vorbild der Gartenstadt Welwyn zu bauen, die ganz nach den Ideen Howards errichtet wurde. Er war ein simpler Stenograph des Parlaments, der als erster den Mut hatte, die Mißstände der englischen Riesenstädte zu schildern. Er forderte kleine Gartenstädte, er beschrieb sie und fand auch den Weg, um den Willen in die Tat umzusetzen. Seine Leistung spornt auch uns an, obwohl sich unsere Städte nicht mit den englischen, vor allem nicht mit London vergleichen lassen, denn, versetzte man diese Stadt beispielsweise in die Gegend von Zürich, so würde sie ein Gebiet ausfüllen, das von Baden über Bülach—Winterthur—Wetzikon—Stäfa—Richterswil—Zug bis Bremgarten reichte. Die englischen Industriestädte weisen größtenteils jene berüchtigten «Slums» auf, in welchen die Arbeitermassen in Elendswohnungen ihr kümmerliches menschenunwürdiges Dasein fristen. Gleichwohl bleibt auch in unsern Siedlungen noch viel zu tun übrig, bis sie den Anforderungen des Wohnens, der Arbeit, der Erholung und des Verkehrs wirklich gerecht werden. Vor allem müssen wir dazu Sorge tragen, daß unsere Städte nicht zu Riesenstädten anwachsen, denn in diesen Gebilden verliert sich der Einzelne in einer Umgebung, die oft nur noch als Steinwüste zu bezeichnen ist.

Die Studiengruppe, die auch auf die Mitwirkung bedeutender Wissenschafter, wie der Professoren H. Bernoulli, W. v. Gonzenbach und W. Kägi und des erst kürzlich verstorbenen Pfarrer Max Gerber, zählen durfte, beauftragte ihren Vorsitzenden, Dr. Hans Carol, und den Architekten Max Werner mit der Niederschrift des Ergebnisses der Arbeiten. Beide Autoren waren kraft ihres Amtes dazu berufen, das vorliegende Werk zu verfassen, denn Carol als Oberassistent des Geographischen Institutes der Universität Zürich und Werner als Chef des Regionalplanbüros des Kantons Zürich verfügten dank ihrer beruflichen Tätigkeit über die nötigen Kenntnisse, um das gestellte Thema am Beispiel der Stadt und des Kantons Zürich mit wertvollen Unterlagen zu illustrieren und mit konkreten Vorschlägen auszustatten. Außer den beiden Autoren wirkten der für seine Arbeiten auf städtebaulichem Gebiet bekannte Architekt Rolf Meyer und der Sekretär der schweizerischen Vereinigung für Landesplanung, Hans Aregger, maßgebend mit. Das so entstandene Buch stellt somit das Ergebnis einer wohldurchdachten Gemeinschaftsarbeit dar, die eine Würdigung auch in dieser Zeitschrift verdient, denn sie geht zur Hauptsache den «kleinen Mann», den Arbeiter und den Mittelstand an, diese Berufsgruppen und Gesellschaftsklassen, die am meisten in den schlechtgeordneten Großstädten zu leiden haben. Freilich sind es gerade diese Klassen, die das Wachstum der Städte fördern, denn die Verdienstmöglichkeiten sind hier eben besser als auf dem Lande und teilweise auch besser als in den aus dem Mittelalter stammenden Kleinstädten, denen vielfach moderne Einrichtungen fehlen, die das Leben erst angenehm werden lassen.

Es ist interessant, daß die Autoren die Stadtbildung als solche nicht rundweg ablehnen, wie das bei gewissen allzu gefühlsbetonten Heimatschützlern leider vielfach vorkommt. Im Gegenteil, sie befürworten die Tendenz, dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung in der Stadt die Verdienstmöglichkeiten zu gewähren, die ihnen auf dem übervölkerten Lande leider versagt blieben. Landflucht und Landentvölkerung werden somit begrifflich streng unterschieden, denn die Landflucht, die zu einer Verödung der Landschaft und schließlich zu ihrer völligen Verwüstung führt, wie das etwa in einigen Tälern des Tessins leider vorkam, ist

* Hans Carol und Max Werner. Herausgeber Regio-Verlag Zürich. 147 Seiten, 35 Abbildungen, 5 Tafeln, mit deutschem, englischem und französischem Résumé, Fr. 13.50.

nicht das gleiche wie die Entvölkerung der Landschaft, die an den Beispielen der ländlichen Gemeinden Ober- und Unterstammheim und Sternenberg erklärt wird. Diese Gemeinden wurden erst dadurch wieder gesund und kräftig, daß sie ihren Bevölkerungsüberschuß an die Industriestädte abgeben konnten. Der Zug vom Lande in die Stadt wird somit nicht als krankhafte, sondern als natürliche Erscheinung dargestellt, die bloß in die richtigen Bahnen gelenkt werden muß. Unsere Städte sollen sich entwickeln, sie sollen auch in Zukunft wachsen dürfen — so fordern die Autoren mit Nachdruck und zu Recht —, sie dürfen der Vermassung, das heißt der Unterdrückung des Individuums nicht dadurch Vorschub leisten, daß sie nicht auf das menschliche und vor allem schweizerische Maß zugeschnitten sind. Die Bevölkerung soll nicht in Massensiedlungen und sogenannten Mietskasernen untergebracht werden. Diese Tendenz wird ja gerade in unserem Zeitalter von den verschiedenen Wohngenossenschaften schon verfolgt; unsere modernen Wohnsiedlungen sind nicht mehr mit jenen düstern und trostlosen Hinterhöfen früherer Zeiten zu verwechseln! Trotzdem, auch bei uns bleiben noch Aufgaben zu lösen übrig, die noch als Überbleibsel früherer schlechter Entwicklungen zu bewerten sind. Ist es zum Beispiel nicht ein ausgesprochener Widersinn, daß der moderne Werktätige einen großen Teil seiner Freizeit damit verbringen muß, sich täglich auf seinem Weg zur Arbeit viermal in überfüllten und oft unzweckmäßigen Verkehrsmitteln drücken und schütteln zu lassen, daß er zwei, oft sogar drei Stunden seiner Freizeit, die seiner Erholung dienen sollte, in unnützer Weise beim Tram- oder Bahnfahren vertun muß, so daß er sich fast keine Mittagspause mehr gönnen darf? Ist es nicht sonderbar, daß trotz der stets wachsenden Gefahren der Straße vielerorts noch geeignete Kinderspielplätze, Kindergärten usw. fehlen, daß auch den Erwachsenen, besonders den Frauen, die täglichen Pflichten, wie das Einkaufen, Waschen und Kochen, nicht nach Möglichkeit erleichtert werden, indem man ihnen geeignete Einrichtungen zur Verfügung stellt? Auch mit den kulturellen Fragen gehen wir noch recht sorglos um, denn wo befinden sich die Vortrags- und Versammlungssäle, wo die Volksbibliotheken, das Theater, die dem Volke dienen? In vielen Orten wird noch in einem muffigen Keller geturnt und in andern wiederum fehlen die so dringend geforderten Sport- und Erholungsflächen überhaupt. Und schließlich, wenn wir vom Verkehr absehen, wer kennt keine Fabrik, die mit ihrem Rauch, Lärm oder Geruch das sie umgebende Wohngebiet belästigt und dadurch die Behaglichkeit des ungestörten und friedlichen Wohnens stört?

Die Studiengruppe stellte sich zunächst die Aufgabe, anhand von Vorträgen aus den verschiedenen mit dem Städtebau zusammenhängenden Wissensgebieten die theoretischen Richtlinien herauszuschälen, nach welchen sich die städtische Industrieregion schweizerischer Prägung zu entwickeln hätte. Mit Genuß liest man im Werke die Auszüge der Hauptreferate und stellt freudig fest, daß die so erarbeiteten Richtlinien sich völlig mit dem decken, was man selbst wohl schon lange dachte, aber nie auszusprechen wagte.

«Jedem Menschen soll die Möglichkeit offenstehen, sich zur Person im umfassenden Sinne zu entfalten. Seine Umwelt soll so gestaltet sein, daß sie dieses Streben nicht hemmt, sondern auslöst und fördert.» Dieser Leitsatz steht als Einleitung zum Kapitel, das im zweiten Teil des Buches die konkreten Planungsvorschläge enthält. Bis in die Einzelheiten beschreiben die Autoren, wie sie sich die zukünftige Entwicklung denken, wobei sie großen Wert darauf legen, sich nicht in wirren und utopischen Gedankengängen zu verlieren. Im Gegenteil, ihre Vorstellungen sind äußerst klar formuliert und auch auf die heutigen Verhältnisse im Kanton Zürich zugeschnitten. Als wichtigste Maßnahme darf herausgestrichen werden, daß es heute darum geht, die Nebenzentren, wie Winterthur, Bülach und Wetzikon und andere mehr, in jeder Hinsicht zu fördern, damit der Zug in die Großstadt gebremst werde, denn gerade durch die Förderung dieser schon jetzt aufblühenden Orte lasse sich die Bildung eines überdimensionierten Zürichs am wirksamsten verhindern. Die Verteilung der neuen Industrien und die allmähliche Verlegung bereits bestehender in diese Landschaften sind dazu erforderlich, denn als Folge dieser Maßnahme werden auch die Orte selbst wachsen. Es versteht sich von selbst, daß die Öffentlichkeit für den nötigen Komfort sorgen wird. Als zweite Etappe in der Durchführung des Programms ergibt sich dann erst der allmähliche Umbau der Großstadt. Die Autoren haben ihre Ideen mit schönen und übersichtlichen Plänen, Zeichnungen und Photographien illustriert, um einzelne vielleicht noch schwer verständliche Planungsbegriffe auch für den Laien klarzumachen.

Vom schweizerischen Standpunkt aus ist es zu bedauern, daß sich die Untersuchungen und die Vorschläge nur auf die verhältnismäßig enggesteckten Grenzen des Kantons Zürich beschränken mußten. Wer den Verkehr zwischen Baden und Zürich, zwischen Zug und Zürich usw. beobachten kann, wird ohne weiteres feststellen, daß sich der Einfluß dieser Stadt auch außerhalb der Kantonsgrenzen bemerkbar macht. Anderseits weiß man auch, daß andere Städte und andere Kantone vor ähnlichen Problemen stehen wie die Metropole Zürich. Es wäre daher wünschenswert, wenn weitere Untersuchungen ähnlicher Art für die übrigen Gebiete der Schweiz angestellt werden könnten, doch dafür fehlen einer idealistischen Gruppe von Architekten, Ärzten, Geographen, Pfarrern und andern Akademikern heute noch die dazu notwendigen Mittel.

Im Anhang dieses interessanten Büchleins findet man eine Übersicht über die Literatur und die Geschichte des Planungswesens, wobei auch auf die recht-

liche Seite des ganzen Fragenkomplexes gebührend Rücksicht genommen wird, denn die Klippen, die zu überwinden sind, damit aus dem geschilderten Ideal eine selbstverständliche Wirklichkeit werde, liegen zur Hauptsache in unserm Recht und der Auslegung desselben begründet. *H. Marti.*

Das Licht unter dem Scheffel

Bauen ist kein Vergnügen. Wenn eine Kolonie oder eine Bauetappe fertigerstellt ist und wieder eine Anzahl Familien ein schönes Heim gefunden hat, dann lädt die Genossenschaft Vertreter der Behörden, der Presse, der Banken und des Verbandes ein und zeigt ihnen mit Stolz das vollbrachte Werk. Und jedesmal wird mit Nachdruck auf die vielen Schwierigkeiten und Hindernisse verwiesen, die es mit Ausdauer und Hartnäckigkeit zu überwinden galt. Die aufopferungsvolle, zeitraubende und uneigennützige Arbeit der Männer, die sich der Aufgabe widmen, die Wohnungsnot zu mildern, verdient sicher den wärmsten Dank und die Anerkennung der Bevölkerung, und es ist darum nur richtig, wenn darüber auch in der Presse, vor allem auch in unserem Verbandsorgan, berichtet wird. Ist aber eine Kolonie bezogen, dann ist die Aufgabe der Genossenschaft bei weitem nicht erfüllt. Mit Recht bezeichnen sich viele unserer Genossenschaften als Bau- und *Wohn*genossenschaften. Bei ihnen soll es sich angenehmer wohnen lassen als in den Quartieren, die erstellt wurden, um aus dem Vermieten ein Geschäft zu machen. Das angenehme Wohnen hängt aber nicht nur von der Wohnung, sondern vor allem auch von den nachbarlichen Beziehungen der Genossenschafter untereinander ab. Da muß man oft allerlei Enttäuschungen erleben. Manche Genossenschafter bringen ihre Eigenheiten mit und können sich nur schwer an die neuen Verhältnisse und die Nachbarschaft gewöhnen. Sie stoßen sich an allerlei Kleinigkeiten, über die sie leichter hinwegkommen könnten, wenn sie sich näher kennen würden. Hier hängt fast alles von den Frauen ab. Sie sind es ja, die sich auch tagsüber in den Wohnhäusern aufhalten. Sie müssen die Wohnungen und insbesondere auch die gemeinsamen Einrichtungen pflegen. Wenn sie sich nicht miteinander vertragen, dann ist es aus mit dem «genossenschaftlichen Wohnen».

Wo aber einige Frauen mit dem guten Beispiel vorangehen, einander mit kleinen Dienstleistungen beistehen, statt wegen jeder Kleinigkeit zu reklamieren, da bildet sich bald jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in jeder Genossenschaft nötig ist. Darüber hinaus aber zeigen sich gemeinsame Bedürfnisse, die nur befriedigt werden können, wenn jemand bereit ist, die Sache ein wenig zu organisieren. Könnte man sich nicht einmal demonstrieren lassen, wie man mit der geringsten Mühe die Wäsche am weißesten bekommt? Könnte man nicht an einem Kurs zeigen, wie man aus Altem Neues macht oder wie man sich schöne Kleidchen selbst herstellt oder wie man die Kinder in der Freizeit beschäftigt? Könnte man nicht die Kinder an ihren schulfreien Nachmittagen zum Spiel im Freien oder zum Basteln in einem passenden Lokal zusammennehmen?

So haben sich in manchen unserer Wohnkolonien Frauengruppen gebildet, die sich diesen sehr wesentlichen Aufgaben der Genossenschaft annehmen. Aber alles geschieht in der Stille. Ihr Licht steht unter dem Scheffel. Gute Beispiele verdienen aber nachgeahmt zu werden, und dazu müssen sie bekannt sein. Darum wünschen wir, daß ein kleiner Schimmer dieses Lichts auch im «Wohnen» leuchte und laden deshalb die Genossenschafterinnen ein, uns über ihre Tätigkeit immer wieder zu berichten. Die folgenden Einsendungen zeigen, wie es gemacht wird. *Gts.*

Genossenschaftliche Frauenarbeit

Kinder beim Basteln im Sitzungszimmer einer Baugenossenschaft

Etliche nimmermüde Frauen stricken, nähen, basteln das ganze Jahr hindurch. Gerade jetzt sind wir wieder so weit, einen Bazar von unsern selbstangefertigten Sachen durchzuführen. Der Erlös kommt unserer Jungmannschaft der Genossenschaft zugute. Bereits haben wir mit einem Bastelkurs für Schüler der 1. bis 6. Klasse begonnen, der jeden Mittwochnachmittag stattfindet. Wir haben wieder über 30 Buben und Mädchen beisammen, die sich alle riesig freuen über die schönen Sachen, die wir zusammen basteln. Auch die Mütter sind uns sehr dankbar, wenn sie für ein paar Stunden entlastet werden; denn gerade im Herbst und im Winter kann man die Kinder nicht immer ins Freie schicken.

Nun kommt noch eine Sache, die uns Frauen be-